

~~Zwischen~~
~~den Zeilen~~
~~wohne~~
~~ich noch~~
~~immer~~

96 literarische Antworten
auf Doris Dörries
„Leben, schreiben, atmen“

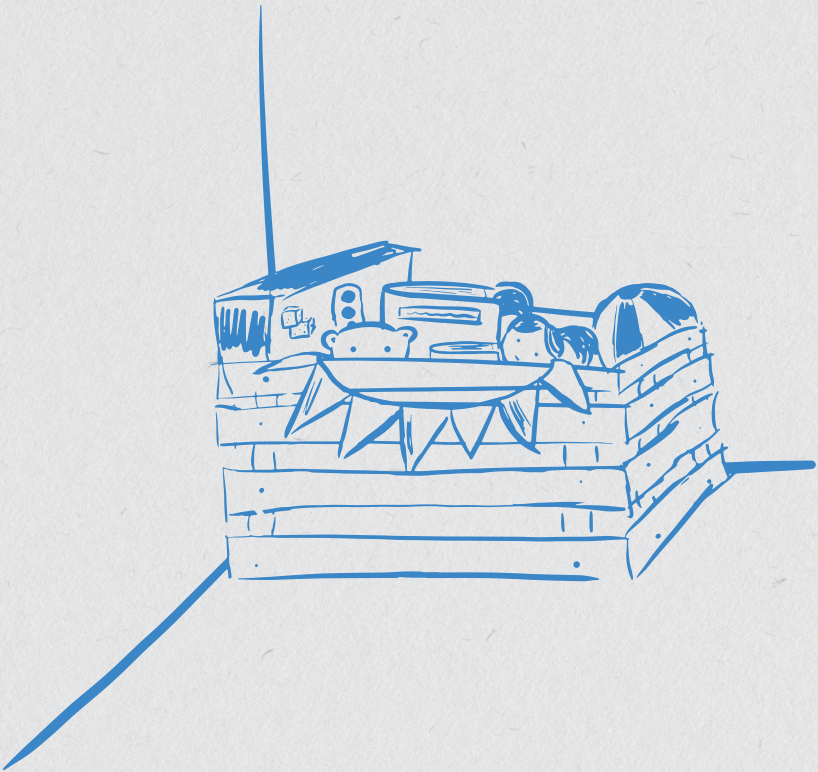
Eine Bürgerakademie für jede und jeden

Die Texte dieses Buches sind im Rahmen eines Schreibworkshops auf der Online-Plattform „Bürgerakademie für Kommunikation“ entstanden. Wir haben Doris Dörrie vor eine Kamera gesetzt, sie hat ihre Leserinnen und Leser in 18 Tutorials aufgefordert, Hemmungen zu überwinden, und hat ihnen erklärt, wie das geht. Wir haben diese Videos auf der Website der Bürgerakademie online gestellt, und wir haben viele Volkshochschulen dafür gewonnen, mit uns zusammen zum Schreiben zu animieren.

Die Bürgerakademie für Kommunikation will helfen, die Öffentlichkeit zu qualifizieren: Sie vermittelt journalistisches Wissen und Handwerk an interessierte Bürger, sie macht die Arbeit der klassischen und sozialen Medien durchschaubar und Versuche der Desinformation erkennbar. Jeder Mensch muss heutzutage schon als Schüler befähigt werden, sich selbst ein Bild zu machen, vom Abbild der Welt in den Medien.

Nie vorher war die mediale Öffentlichkeit vielfältiger. Aber: Nie vorher war die mediale Öffentlichkeit unqualifizierter. Durch die gezielte Verbreitung von Fake News – das zeigt auch die Corona-Krise – und das Negieren erwiesener Fakten durch Regierende und Populisten hat die Desinformation dramatisch zugenommen. Jede demokratische Gesellschaft braucht eine funktionierende Öffentlichkeit, sonst ist die freie Meinungsbildung nicht mehr gewährleistet.

Die Bürgerakademie möchte zur Fortbildung eines jeden Menschen beitragen, sie besser machen im Gebrauch der neuen digitalen Möglichkeiten der Recherche, des Erzählens, des Publizierens. So kann eine redaktionelle Gesellschaft zum Vorteil aller entstehen – es geht um die Leserinnen und Leser von morgen, um die Öffentlichkeit der Zukunft. Aus diesem Grund strebt die Bürgerakademie eine enge Zusammenarbeit mit Volkshochschulen und Bibliotheken an.



Der geheimnisvolle Bierschwund

Selina geht wie jeden Abend die Schulstraße in der Altstadt hinauf und schlendert durch den mittelalterlichen Torbogen rechts, wo sich die höhere Töchterschule der Barmherzigen Schwestern befindet. Sie trägt den Bierkrug ihres Vaters mit dem silbernen Klappdeckel. Ein bisschen stolz ist sie schon, dass sie diese wichtige Aufgabe übernehmen darf. Sie ist die älteste von vier Töchtern. Es gibt zwar noch eine ältere Tochter aus der ersten Ehe ihres Vaters, aber diese ist sehr kränklich und zart; sie hat Tuberkulose und hält sich oft in Sanatorien in der Schweiz auf.

Ihr Vater ist Gerber in der Kleinstadt nahe des Bodensees. Die Arbeit ist hart, der Durst ist groß und natürlich auch die Vorfreude auf das verdiente Feierabendbier. Selina biegt rechts in den schattigen Torbogen ein. Vor sich sieht sie schon den Brunnen zur Linken und die Gastwirtschaft zur Krone zu Rechten. Das ganze Jahr hindurch durfte sie ihrem Vater schon sein verdientes Feierabendbier holen.

Der Schaum sieht so schön weiß, locker und lecker aus, fast ein wenig wie die Zuckerwatte auf dem Jahrmarkt. So begann Selina, zunächst nur mit dem Finger, den Schaum ein wenig zu studieren und zu probieren, nur ein bisschen. Er schmeckte etwas süß, etwas malzig und „sehr erwachsen“. Irgendetwas muss doch dran sein an diesem Bier, das die Männer so gern und manchmal auch zu gern und zu gierig trinken. So probierte Selina immer wieder von dem Schaum und nahm auch ein, zwei Schluck von dem goldenen Nass. „Die schenken auch immer weniger ein!“, sagte der Vater eines Abends enttäuscht. Auf die Idee, seine liebe Tochter Selina könne die Ursache des seltsamen Bierschwundes sein, kam er allerdings nicht. Selina hatte sich fest vorgenommen, nicht mehr von dem Bier zu probieren, ganz fest. Aber es duftete so lecker. So hob sie immer wieder heimlich den Klappdeckel: „Nur riechen, ich will nur dran riechen, das schadet ja nicht!“, dachte sie. Doch dann nahm sie wieder ihren Finger, tunkte ihn hinein in den leckeren, lockeren Schaum, „nur einmal und nur einen Schluck“. Schon war der Innenrand des Kruges zu sehen. „Das merkt der Vater!“, denkt sie. Da fällt ihr Blick auf den Brunnen, der auf ihrem Weg zwischen Wirtshaus und Torbogen liegt, und die rettende Idee schießt ihr wie ein Blitz ins Gehirn. Sie reicht mit ihren Ärmchen

So probierte Selina immer wieder von dem Schaum und nahm auch ein, zwei Schluck von dem goldenen Nass.

gerade bis zu dem rettenden Wasserstrahl des Brunnens, wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellt. Sie hält den Krug darunter und, oh Wunder, der Krug ist wieder voll. Sie ist gerettet! Nur noch ein Schluck zur Geschmacksprobe: „Nein, man merkt nichts!“ So ging es viele Tage lang. Selina holte weiter das Bier für ihren Vater, der Krug war bis zum Rand gefüllt. Allerdings wurden Selinas Probierversuche immer umfangreicher und ihr Vater wunderte sich immer häufiger darüber, dass das Bier immer noch dünner wurde.

Selina bog in die Wirtschaft ein und ließ sich in der Gaststube mit den geschnitzten, mittelalterlichen Figuren, die sie immer so schön fand, den Krug vollfüllen. Vorwurfsvoll schauten die Handwerksfiguren sie von oben herab von der Wand aus an, als ob sie sagen wollten: „Heute nicht!“ In dem dunklen Eingang zückte Selina wieder ihren Zeigefinger und tunkte ihn in den leckeren Schaum und nahm einen kräftigen Schluck von dem leckeren goldenen Nass. Zwar nagte das schlechte Gewissen sehr an ihr, aber der Durst war groß und der Tag heiß. Und von diesem Gebräu wurde der Durst immer noch größer, je mehr man ihn zu löschen suchte.

Au weia, der Rand war wieder zu sehen. Gut zwei bis drei Fingerbreit leuchtete der graue Steingutinnenrand im hellen Tageslicht ihr draußen entgegen. So lenkte Selina ihre Schritte wieder Richtung Brunnen, schaute sich um, ob auch keiner der neugierigen Nachbarn sie sehen könne. Die Luft war rein, sie streckte ihren Arm mit dem Krug und dem geöffneten Deckel Richtung Wasserstrahl aus, während sie sich gegen den Brunnenrand lehnte und mit der linken Hand daran festzuhalten suchte.

Aber an diesem Abend war alles anders: Es hatte geregnet und der Regen bildete mit dem Staub der vergangenen heißen Tage einen schmierigen Film auf dem Boden unter ihren Schuhsohlen und auch der Brunnenrand war glitschig. Ab da ging alles ganz schnell. Sie verlor den Halt, ihre Füße rutschten blitzschnell nach hinten weg und sie fiel mitsamt dem Bierkrug in den Brunnen hinein. „Das schöne Bier!“, dachte sie noch im Fallen. Dann wurde sie vom kühlen Nass aufgenommen. Prustend und nach Luft schnappend tauchte sie wieder auf, den Bierkrug, der jetzt nur noch mit Wasser gefüllt war, immer noch fest umklammernd.

Seit diesem Tag durfte Selina kein Bier mehr für ihren Vater holen.

Das rote Nein

„Alles in Ordnung hier?“, fragte mich die Bedienung mit einem breiten Lächeln. Sie war an meinen Tisch getreten, ohne dass ich sie bemerkt hatte. Ich saß über die Tageszeitung gebeugt und hatte nur hochgeschaut, weil es plötzlich dunkel geworden war. Eine massive Erscheinung mit einer Halbschürze über dem Bauch wie ein Einmann-Kuppelzelt stand genau zwischen mir und dem Deckenlicht. Ihre drahtige Dauerwelle umrahmte ihre hochroten Bäckchen mit einem feurigen Kranz. Obwohl sie freundlich sein wollte, fühlte ich mich angeschrien. In Panik schluckte ich das trockene Stück Croissant hinunter, auf dem ich schon eine Weile herumgelutscht hatte, sodass es jetzt an meinem Gaumen klebte. Deutsche Bäckereien kriegen einfach keine Buttercroissants hin.

„Alles prima, danke.“ Aber die lächelnde Medusa war schon an mir vorübergegangen.

Ich war gerade dabei, einen Schluck Kaffee zu probieren, als dieselbe Stimme wieder ansetzte: „Ich hab’s dir tausendmal erklärt!“ Medusa schrie in der Backstube jemanden an. „Es reicht mir jetzt langsam mit dir!“

Wahrscheinlich hatte die dünne Auszubildene, die erst vor zwei Tagen in der Bäckerei angefangen hatte, einen Fehler gemacht. „Dumm wie zwei Meter Feldweg!“ Ich versuchte, zu meiner Zeitung zurückzukehren. Stattdessen kehrte ich zurück in die Zeit des Angeschriens. Mein Vater war eine Wutmaschine. Ein einfacher, aber verlässlicher Schrei-Automat, der einen Ein-/Aus-Knopf hatte, aber keinen Lautstärkereglern. Den Ein-Knopf drückte meine Mutter, indem sie sich über meine Schwester und mich beklagte. Den Aus-Knopf konnte ich drücken, indem ich anfang zu weinen. Sobald ich das herausgefunden hatte, fing ich immer an zu weinen, sobald mein Vater sagte: „Ich muss wohl mal mit dir reden.“ Seine ritualisierten Schrei-Attacken ereigneten sich wöchentlich und waren so entfernt von irgendeiner nachvollziehbaren Ursache, dass ich mich an die Stimme meines Vaters nur als nicht enden wollendes Brüllen erinnere.

Einmal war es anders. Weil ich mich nicht an die übliche Choreografie hielt. Meine Schwester war ein Jahr zuvor von zu Hause weggelaufen. Ich vermisste sie so sehr, dass ich manchmal anfang zu weinen, wenn ich aus Versehen wieder den Abendbrottisch für vier anstatt für uns übriggebliebene drei gedeckt hatte. Meine Mutter hingegen entwickelte die Gewohnheit, in der

Mein Vater war eine Wutmaschine. Ein einfacher, aber verlässlicher Schrei-Automat, der einen Ein-/Aus-Knopf hatte, aber keinen Lautstärkereglern.

Küche über meine Schwester zu lästern, wie „unglaublich dumm“ sie doch sei, weil sie nicht zurückkommt. Sie spekulierte, ob sie nicht vielleicht doch bei ihrer Unfallkopfverletzung als Zehnjährige einen Gehirnschaden davongetragen habe. Ich war zwölf und Muttis Einladung zum gemeinsamen Lästern war ihre Art, sich während meiner Pubertät alle paar Tage meiner Loyalität zu versichern. Normalerweise ließ ich die Tiraden zum einen Ohr rein und zum anderen heraus, aber an diesem Abend hatten sich meine Traurigkeit und Frustration dermaßen aufgebaut, dass ich ihr die Butterschale vor die Füße warf.

„Du bist eine Scheiß-Mutter!“

Bei dieser Gelegenheit fand ich übrigens auch heraus, dass es immer einen winzigen Moment Zeit für eine Entscheidung bei einem Wutanfall gibt. Ich hatte eben noch überlegt: Die Butterdose war leer, sie kam frisch aus dem Geschirrspüler. Muttis Kleider würden also keine Flecken bekommen. Erst als mir das klar war, ließ ich die Butterdose auf den Boden neben ihre hochhackigen Pumps krachen. An diesem Abend sagte mein Vater: „Ich muss mal mit dir darüber reden, wie du deine Mutter behandelst.“

Er fing sofort an zu dröhnen, dass seine Frau für ihn die wichtigste Person auf der Welt sei und dass er geschworen hatte, sie zu beschützen, „auch gegen mein eigen Fleisch und Blut“. Also meine Schwester und mich. Nachdem er das losgeworden war, verlangsamte er sein Gebrüll etwas. Womöglich war er auch irritiert, dass ich immer noch nicht weinte. Aber dieses Mal war eben anders. Ich hatte begonnen, Widerworte zu geben: „Mutti hat Unrecht und das weißt du auch.“ Ich wartete nicht ab, bis diese Information in sein Gesicht wanderte, um dort das übliche Zucken in seinem linken Lid und einen erneuten hasserfüllten Ausbruch mit den üblichen Spuckebläschen zu provozieren. Als er schließlich bellte: „Raus!“, war ich schon längst die Treppe hinauf zu meinem Zimmer gerannt.

„Willst du’s nochmal buchstabiert bekommen?“, schrie die fette Kellnerin wieder. Nein, das wollte ich nicht. Ich stand auf, ließ den dünnen Kaffee stehen, rollte sorgfältig die Tageszeitung ein, hängte sie zurück an die Garderobe, ließ Trinkgeld auf dem Tisch liegen und stellte das Tablett auf die Theke. Das war alles, was ich für die dünne Auszubildene tun konnte.

„War alles in Ordnung bei Ihnen?“ Der Besitzer des Cafés, der hinter dem Tresen für die Medusa-Bedienung eingesprungen war, lächelte mich unsicher an.

„Ganz wunderbar. Danke.“ Sehr sachte zog ich die Glastür der Bäckerei hinter mir zu.

Ich muss weiterfahren. Nach Dachau. Das Haus meiner Eltern, in dem sie vierzig Jahre gewohnt haben, wird ausgeräumt. Den Begriff „entrümpeln“ vermeide ich. Das würde Unordnung nahelegen und die herrschte bei uns nun wirklich nicht. Ich stelle mir vor, wie es sein wird, wenn zum ersten Mal seit dem Neubau 1976 die Wand hinter dem Wohnzimmerschrank aus deutscher

Eiche wieder zum Vorschein kommt. Auf diese Wand würde ich dann gerne mit dunkelroter Farbe „NEIN“ schreiben. Vier Meter breit und zwei Meter hoch. So habe ich es mir mit 13, in der achten Klasse, zum ersten Mal vorgestellt. Damals lasen wir Bertolt Brechts „Maßnahmen gegen die Gewalt“. Ich wusste sofort, was Herr Keuner meinte, als er sagte: „Ich habe kein Rückgrat zum Zerschlagen. Gerade ich muss länger leben als die Gewalt.“ Die Farbe meines NEINs würde an Blut erinnern. Spinnweben würden in dem Pinsel hängen bleiben und mit dem Blut über die ehemals „Alpina premium“-weiße Wand gleiten.

Alle Leute, die das Haus besichtigen, sind schicke Mittdreißiger mit Baby im Tragetuch und Audis mit Münchner Kennzeichen. „Seit neuestem müssen Sie ja auch kein Dachauer Kennzeichen haben, wenn Sie hier wohnen“, sagte ich ihnen.

„Was wäre daran so schlimm?“, fragten sie.

Das war ungewohnt. Normalerweise musste man nur DAH sagen, das Dachauer Kennzeichen, und jeder wusste irgendeine Geschichte zu erzählen, von dem Cousin eines Nachbarn, dem „im Ausland, wo habe ich vergessen“, die Reifen aufgeschlitzt wurden, nur weil er einen Mercedes mit DAH-Kennzeichen fuhr. Mit den Jahren war dann immer weniger klar, ob die Menschen eher wegen des Mercedes wütend waren oder wegen des Konzentrationslagers. Noch in den Achtzigern wollte in den ehemaligen Unterkünften der SS-Wachmannschaften so recht niemand hausen. Jetzt waren sie begehrter Wohnraum. Das große Einkaufszentrum daneben lief gut, genau wie die benachbarte Gastronomie. Besuchergruppen mussten ja versorgt werden. Selbst ein Mercedes-Autohaus gab es im Gedenkstätten-Gewerbegebiet.

Ich schließe die Haustür auf. Ich hänge meinen Mantel in den Windfang und bedauere, dass ich mir keine Hausschuhe mitgenommen habe. Sonst standen immer welche an der Garderobe. Auf dem Weg in die Küche fällt mir auf, dass das alte Stäbchenparkett immer noch glänzt. Es hat meine Eltern überlebt, mit erstaunlich wenigen Kratzern. Das Telefon klingelt. Der FeTAp, der Fernsprechtischapparat der Deutschen Post in Farngrün, steht noch immer an seinem alten Platz zwischen Küche und Wohnzimmer. Immerhin ist es schon das Modell mit dem modernen, schwarzen Ziffernblock statt der alten Wählscheibe. Während ich mich mit dem Makler am Telefon unterhalte, stelle ich mir vor, was er wohl antworten könnte, wenn ich fragen würde: „Kennen Sie eigentlich Herrn Keuner?“ Am wahrscheinlichsten wäre so etwas wie: „Nein. Will der auch verkaufen?“

Genau hier, wo ich mit dem Makler telefoniere, stand sonst immer meine Mutter und hat telefoniert. Meine ersten Lektionen in angewandter Linguistik verdanke ich ihr. Meistens war Übersetzen gefragt. Den Mutti-Code konnte man nicht einfach wie eine weitere Fremdsprache angehen und mittels Vokabellisten und einem Grammatikleitfaden erlernen. Vielmehr musste man ihn

mit der Immersionsmethode aufsaugen. Muttis Telefongespräche folgten Jahrzehnte lang demselben Ritual. Wenn ich sie anrief und meinen Namen sagte, schrie sie noch bei der letzten Silbe voll hörbarer Glückseligkeit: „Du bist es! Das muss Gedankenübertragung sein. Ich wollte dich gerade auch anrufen.“ Vierzig Jahre lang passierte dieser Zufall bei jedem meiner Anrufe. Oma rief immer pünktlich sonntags nach der Kirche an, in die beide nicht gingen. Als Kind hatte ich den Satz mit der Gedankenübertragung oft gehört, wenn eine unserer wenigen Verwandten sich meldete oder eine Freundin, für die sie gerade eigentlich gar keine Zeit hatte. Sie verdrehte dann die Augen in meine Richtung und so übersetzte ich als Vierjährige „Das muss Gedankenübertragung sein“ mit „Es passt mir gerade gar nicht“.

Als mein Sohn vier war, war ich versucht, für ihn zu übersetzen, aber er brauchte mein Glossar gar nicht. Mit sieben meisterte er den Mutti-Omi-Code. Er stellte keine unangenehmen Fragen zu ihren vielen Phobien: „Oma! Wie kann man denn Angst vor Katzen haben?“ Er machte keine Kommentare zum Essen: „Ravioli, toll, im Kindergarten gibt’s nie irgendwas aus der Dose.“ Oma lobte dafür im Gegenzug seine verbesserten Manieren. Er hörte auch damit auf, mich zu fragen, warum sie so umständlich redete, so wie wir alle das zuvor auch irgendwann aufgegeben hatten. Wir passten uns ihrem Idiom einfach an. Alles andere gab Ärger mit Vati/Opa. Jeder von uns hatte sich eine andere Entschuldigung zurechtgelegt, warum sie selbst mit ihren engsten Angehörigen nicht auf direkte Art sprechen konnte. Vati meinte, sie sei einfach schon als Dame geboren: höflich und taktvoll und immer bemüht, niemanden vor den Kopf zu stoßen. Meine Schwester und ich erklärten es uns so: Mutti rangierte als ungeliebter, weil nicht männlicher, Nachzögling mit einer zehn Jahre älteren, dominanten Schwester wohl ganz unten in der Hackordnung ihrer Familie. Ihr besonderes Liebsein war wahrscheinlich ein antrainierter Überlebensreflex. Sogar den schlimmsten Notfällen hielt die Kunst des Liebseins stand. Als meine Schwester auf ihrem Sterbebett in Berlin lag, erstattete ich meinen Eltern regelmäßig Bericht. Sie zogen es vor, in Bayern zu bleiben: „Dein Vater kann nicht mehr so weit reisen.“ Diese Telefonate wurden oft von Muttis Tränen unterbrochen. Wenn dies geschah, sprang Vati ein: „Deine Mutter ist zu empfindlich hierfür.“ Natürlich machte ich mir große Sorgen um meine alternden Eltern. Und so rief ich, was ich in meinem Erwachsenenleben noch nie getan hatte, jeden Tag an, um herauszufinden, wie es ihnen ging. Ich versuchte, sie in die Beerdigung einzubeziehen: „Ich habe einen wunderschönen Grabstein beim Steinmetz um die Ecke gefunden.“

„Das ist fantastisch! Was würden wir ohne dich machen?“

„Die Friedhofsverwaltung bietet mir einen Full-Service-Vertrag zur Bepflanzung des Grabes an. Berlin ist ja zu weit für mich.“

„Genau. Ich wünschte, ich könnte das übernehmen. Aber du weißt ja, dein Vater...“

„Ich bleibe noch bis zum Ende des Sommers, um die Wohnung auszuräumen. Ist ,ne ziemliche Unordnung hier.“

„Musst du denn nicht langsam auch mal wieder nach Hause?“

„Erinnerst du dich daran, wie sie immer alles und jeden fotografiert hat? Ich habe einen Stapel von mindestens drei Dutzend Fotos von ihrem Kaninchen gefunden. Sie hat es Miss Marple genannt. Ist das nicht süß? Und es gibt auch viele Fotos von dir und Vati –“

„Schön“, platzte sie dazwischen, „und jetzt lass uns mal wieder über was Nettes sprechen.“

Ihre Stimme war in einen strengen Alto umgeschlagen, den ich noch nie von ihr gehört hatte. Sie klang wie ein Medium, durch das die Stimme eines Geistes aus dem Jenseits spricht. Erschrocken über diesen ungewöhnlichen Ausbruch an Gereiztheit beendete ich das Gespräch zügig. Eine Woche lang rief ich nicht mehr an. Als ich das nächste Mal anrief, meldete sich Mutti wie gewohnt: „Oh, du bist es, wie schön. Das muss Gedankenübertragung sein. Ich wollte dich in diesem Moment anrufen.“ Ich war erleichtert.

Ich gehe durch das Wohnzimmer und auf den Balkon. Ich sollte den Blumen die verwelkten Köpfe abknipsen. Aber wozu noch die Mühe, wenn sie sowieso bald auf den Biomüll kommen? Ich sehe hinunter auf den Rasen, den meine Mutter 39 Jahre lang jede Woche mähte, meistens samstags und ein einziges Mal im Juni sogar an einem Sonntag. Es war der Tag, an dem meine Schwester starb.

Auf Strümpfen gehe ich die Kirschholztreppe in den Keller hinunter. Vorsichtshalber halte ich mich am Geländer fest, die glatten Stufen sind mir nicht mehr wirklich vertraut. Vatis Arbeitszimmer steht offen. Hier hatte sich die Schreitattacke wegen der Butterdose ereignet. In seiner Schrankwand finde ich vor allem Aktenordner. Und Fotos. Tausende Diapositive in Plastikhüllen, die durch die Hitze von 40 Sommern mit dem Inhalt verschmolzen waren. Weiter hinten, an der feuchten Hauswand, ist alles verschimmelt. Aber dass es ordentlich war, sieht man noch. So wie ich auch, liebte es mein Vater ordentlich. Auch beim Spaziergehen.

Du gehst nicht im
Gleichschritt, das stört.

Mitten im Wald hielt er eines Tages an und sagte: „Du gehst nicht im Gleichschritt, das stört.“ Er brachte mir bei, wie man den Schritt so wechselt, dass man harmonisch nebeneinander gehen kann. Auf seiner Beerdigung wurde „Ich hatt‘ einen Kameraden“ gespielt. In einer Textzeile heißt es: „Er ging an meiner Seite in gleichem Schritt und Tritt.“ Davon, wie wir beide im Gleichschritt durch den Wald gehen, gibt es kein einziges Foto.

Ich öffne seinen Kleiderschrank, es hängen nur noch seine Uniformen darin. Als hätte es meine Mutter beim Entsorgen von Vatis Kleidung als pietätlos empfunden, die Uniformen eines halbwegs hochrangigen Luftwaffen-Offiziers in den Altkleider-Container zu stopfen. Unter dem Kampfanzug, den er bis

Anfang der Achtziger nur zu Manövern trug, steht eine Kiste Glühbirnen. Als die alten Glühbirnen verboten wurden und allen Haushalten die schaurig kaltweißen Energiesparlampen aufgezwungen wurden, die ewig brauchten, bis sie mal zur vollen Helligkeit aufliefen, horteten meine Eltern Glühbirnen, um bis in alle Ewigkeit in warmem Licht zu sitzen. Was sie nicht vorhersehen konnten, war, dass die Glaskolben, insbesondere die preiswert produzierten aus Osteuropa, nach ein paar Jahren undicht wurden und beim ersten Anschalten mit lautem Knall zerplatzten, was dazu führte, dass das Haus bei jedem meiner Besuche dunkler war als zuvor. Sie trauten sich nicht mehr, die Glühbirnen zu wechseln.

In einer Kiste neben den Leuchtmitteln liegt die Handpuppe aus dem Kasperle-Theater mit der rot-schwarzen Teufelsfratze. Fast wäre mir ein Schrei herausgerutscht, so sehr erschreckte mich der Anblick. Die Puppe war immer auf dem Dachboden gewesen, jetzt hatte sie es tatsächlich hier hinunter ins Zimmer meines Vaters geschafft. Der Dachboden, so versicherte mir Mutter vor ihrem Tod, sei leer und „alles, wirklich alles“ entsorgt. Beim Anblick des fiesen rot-schwarzen Grinsens hatte ich einst, bei einer von Vati inszenierten Puppentheateraufführung, laut angefangen zu schreien. Schnell mache ich die Schranktür zu. Im Werkzeugkeller nebenan steht die Kiste mit der Weihnachtskrippe. Vati und ich konnten uns nie einigen, wer näher am Christkind stehen sollte: die heiligen drei Könige oder die Hirten. Er gab den Würdenträgern den Vorzug, ich dem Proletariat. Ich stelle mir vor, wie es sein wird, wenn alles in den Container gekippt wird. Wenn die Schrankwand zertrümmert wird, samt der verspiegelten Bar, den Gläsern aus böhmischem Kristall und den halbvol-len, dreißig Jahre alten Martiniflaschen.

Brechts „Maßnahmen gegen die Gewalt“ enden mit den Zeilen: „Da wickelte ihn Herr Egge in die verdorbene Decke, schleifte ihn aus dem Haus, wusch das Lager, tünchte die Wände, atmete auf und antwortete: ‘Nein’.“ Wie in der achten Klasse üblich, verläuft unser Deutschunterricht eher schleppend. Einige in unserer Klasse melden sich zögernd zu Wort. Sie ziehen Parallelen zur Gewalt gegen Schüler, gegen die man sich auch nicht wehren könne. Manche wissen zu berichten, dass es immer noch Familien gibt, in denen Kinder geschlagen werden. Die Deutschlehrerin lächelt: „Nein, was ihr da erlebt, kann man nun wirklich nicht Gewalt nennen.“ Wir wissen, was sie meint. Wir wohnen schließlich in Dachau.

Ich gehe in die Garage, um nach dem Auto zu sehen. Von dem letzten, wir nannten ihn Max XXIII., einem silbergrauen VW Jetta, den er zum Leidwesen meiner Mutter für einen spritschluckenden Mercedes eingetauscht hatte, verabschiedete sich mein Vater zeremoniell. Er ließ sich im Bademantel von mir aus der Klinik abholen und zu unserer Garage fahren. Das Haus von innen interessierte ihn nicht mehr. Trotz Parkinson-Tremor in der Hand betätigte er zielsicher die Fernbedienung, die er immer in seiner Schlafanzug hose trug,

damit das Pflegepersonal sie ihm nicht abnahm. Das automatische Tor öffnete sich, das Licht ging an. Max XXIII. stand wie immer mit dem Hintern zu uns formatfüllend im Raum. Vati streichelte den hinteren Kotflügel. Er flüsterte zärtlich: „Hallo Mäxchen.“ Die vier Meter ums Fahrzeug herum humpelte er. Anerkennend klopfte er auf die Motorhaube: „Mach's gut, Alter.“ Er fand es für sein Leben passend, mit einem VW aufzuhören. Hatte er doch einst mit einem Käfer begonnen, Autos zu sammeln. Mir fiel erst später auf, dass er sich von uns nicht so verabschiedet hat.

Bevor der Container kommt und danach die ungeduldigen Käufer des Hauses, will ich noch die Waschküche auf mögliche Überschwemmungen inspizieren. Neben der Waschmaschine hängt der Medikamentenschrank mit den orangenen Türgriffen und den Tabletten aus dem letzten Jahrhundert. Wie in der Küche, wo ich mehrere 17 Jahre alte Tütchen Dr.Oetker-Backin gefunden habe, gibt es hier eine Flasche Multi-Sanostol von 1999. Die sollte wohl für meinen Sohn sein. Er ist jetzt 20. Den ziemlich teuren Vitaminsaft verabreichte Mutti uns, weil das Mädels auf der Flasche so gesund aussieht. Wie die Schwester vom Brandt-Zwieback-Buben: blond mit strahlend blauen Augen und roten Bäckchen. Einmal, zu einer Zeit, wo ich diesem Ideal ziemlich nahe kam, fragte ich meine Mutter vor dem Medikamentenschrank, was sie da schluckte, sie sei doch gar nicht krank. Sie sagte, diese Pille müsse sie nehmen, damit sie nicht noch ein Kind bekommt. Ich fragte sie, ob sie denn keine Kinder möge und sie beteuerte, doch doch, aber wenn sie ein weiteres Kind bekäme, würde sie daran sterben.

Ich nehme die orangenen Griffe des Medikamentenschanks zum letzten Mal in die Hand. Ich schließe ihn und werfe einen Blick auf die Waschmaschine. Es müsste die fünfte sein, nicht viel in fast sechs Jahrzehnten Haushalt. Daneben steht das stets ausgeklappte Bügelbrett meiner Mutter. Darauf der letzte Wäscheberg ihres Lebens. Hinter mir springt die 400-Liter-Tiefkühltruhe an. Sie ist das Gerät, das am besten zu unserem Familienleben passte. Mit ihr vertrauten wir darauf, dass nichts mehr verderben konnte. Dass es irgendwann losgehen würde mit dem Genießen. In den letzten Jahren hob ich den Deckel nie an, obwohl die grüne Lampe neben den Prillblumen anzeigte, dass noch gekühlt wurde. Das musste Unmengen an Strom verschlingen. Aber ich wollte einfach gar nicht wissen, was meine Mutter dort versuchte, für die Ewigkeit einzufrieren.



Impressum

Zwischen den Zeilen wohne ich noch immer

96 literarische Antworten auf Doris Dörries „Leben, schreiben, atmen“

ISBN: 978-3-948013-19-6

Gedruckt in Lettland / Livonia Print / Riga

Autorinnen: Alexandra Alius, Nora Ancheva, Marita Bagdahn, Winfried Hermann Bauer, Yvonne Bekendorf, Helena Beuchert, Janina Bodendörfer, Anna Bollien, Magnus Bolten, Adriana Borra, Sarah Buck, Enna Fabij, Uwe Cardaun, Susanne Damm, Carmela Dentice, Leyla Dere, Maria Döbbe, Astrid Döring, Claudia Eckle-Schneider, Anne Eicken, Rosemarie Eidel-Reitze, Anita Fellechner, Eva-Marie Friedel, Gabriele Frisch, Charlotte Sofia Garraway, Delia Grasberger, Antje Günzel, Birgit-Kristina Heinrich, Carola Hesse-Andres, Katarina Hirsemann, Barbara Hoffmann, Eva Horacek, Anette Horn, Elke Irimia, Dina Keune, Annika Kiehn, Anke Klönne, Silvia Koch, Aylin Kockler, Anna Krischan, Betsy Manhattan, Hermann Markau, Regina Mausolf-Cataldo, Marion Menzer, Heidemarie Meyer, Corinna Neinass, Alwine Nesselburg, Anja Nicke, Tizian Pöhlmann, Juliana Raab-Zehetner, Anke Ramthun, Frédérique Régincos, Beate Remus, Mechthild Römer, Malu Salzig, Yen Sandjaja, Wolfgang Schanderl, Annette Schelb, Petra Anna Schiener, Claudio Gottschalk-Schmitt, Tonia Spaltowski, Katja Spitzer, Anne Starfinger, Corinna Steinmetz, Torben, Isa Tschierschke, Karin Vahle, Helga Viets, Barbara Wünsche-Kehle, Sigrid Wenzel, Ulrike Wilkens-Eppinger, Anke Wistinghausen, Angelika Zitzelsberger-Schlez

Redigat: Niclas Seydack

Layout und Satz: Thorsten Franke

Cover: Thorsten Franke

Illustrationen: Marie Gundlach

www.buergerakademie.info

Kontakt: buergerakademie@correctiv.org

www.correctiv.org

Kontakt: buechermacher@correctiv.org

Büro Essen: Huyssenallee 11, 45128 Essen

Büro Berlin: Singerstr. 109, 10179 Berlin

Copyright © 2022

CORRECTIV – Verlag und Vertrieb für die Gesellschaft UG (haftungsbeschränkt)

Huyssenallee 11, 45128 Essen

Handelsregister Essen, HRB 26115

Geschäftsführer: David Schraven